

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 28

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

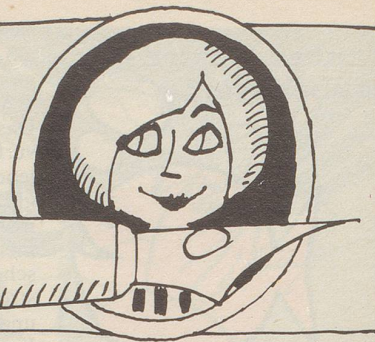
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Die rosarote Feder

Wenn des Morgens mein Radio-
wecker mir den neuen Tag auf
relativ sanfte Art ins Bewusstsein
bringt und mir dabei zu verste-
hen gibt, dass es an der Zeit
wäre, aus den Federn oder zwi-
schen den nordischen Schlafdek-
ken hervorzukriechen, höre ich
mir die «Worte zum Tag» an, die
DRS seinen treuen Kunden auf
den Weg mitgibt. Schon man-
chen guten Gedanken durfte ich
empfangen.

Vor einiger Zeit wurde am
Radio eine Geschichte erzählt
von einem Buben, der von seiner
Gotte zu einem Zoobesuch ein-
geladen wird. Er sieht so viele
Dinge, seltene Vögel, süsse Jung-
tiere, die er am liebsten nach
Hause nehmen würde, die aber
die unangenehme Eigenschaft

haben, dass sie gross und kräf-
tig werden. Er darf Ponies strei-
cheln und auf einem Elefanten
reiten. Die Fütterung der See-
löwen findet er toll, und das
ewige Hin-und-her-Tappen des
zottigen Eisbären fasziniert ihn
sehr. Als man ihn am Abend
fragt, was ihm am allerbesten
gefallen hat, zieht er ein nicht
mehr ganz sauberes Nastuch aus
der Tasche. Ehrfürchtig schlägt
er die Zipfel auseinander, und da
liegt sie, die kleine, rosarote Fla-
mingofeder, die er vom Boden
aufgehoben hat. Das ist für ihn
das Schönste; der Besitz dieser
Feder macht ihn überglücklich.
Er wird sie fortan wie einen kost-
baren Schatz hüten, denn so et-
was findet er bestimmt nie mehr.

Diese Geschichte hat mich
nicht nur froh, sondern auch
nachdenklich gestimmt. Ich glau-
be, wir hängen unser Herz zu oft
an die grossen Dinge, lassen uns

beeindrucken von scheinbar wich-
tigen Sachen. Was ist dagegen
eine kleine, rosarote Feder, die
unbeachtet am Weg liegt? Ein
Nichts! Und doch sollten wir uns
ab und zu eine wunderschöne
Kleinigkeit in den Tag hinüber-
retten, etwas, woran wir uns er-
innern, halten, sogar aufrichten
können, wenn es nötig sein sollte.
Etwas für uns Kostbares muss es
sein. Ein Lied vielleicht, eine Me-
lodie, die wir lieben, oder ein
Gedicht, das uns einmal viel be-
deutet hat. Es kann ein Gegen-
stand sein, den wir im Setzkasten
neben dem Bett aufbewahren,
vielleicht ein Kristall, mit dem
die Kinder zu irgendeinem Fest
gratulieren wollten, vielleicht ein
kleines Kitschhäfeli, mit dem uns
die Jüngste zum Geburtstag eine
besondere Freude zu machen
glaubte. – Es spielt keine Rolle,
wenn die jetzt Heranwachsenden
ihren «Geschmack» von damals

nicht mehr begreifen können. Wir
erinnern uns nur der strahlenden
Augen und der vor Eifer geröte-
ten Backen. – Für mich reicht
auch ein Ausspruch von St-Exu-
péry's kleinem Prinzen, etwa
«Man sieht nur mit dem Herzen
gut», der mir den Tag verschö-
nern könnte, oder die erste blü-
hende Feuerlilie im Garten, die
den Schnecken nicht zum Opfer
gefallen ist, auch ein Sonnentag
nach einer Regenperiode oder
ein besonders lieber Brief, der
mir zeigt, dass gute Freunde mit
ihren Gedanken bei mir sind.

Wenn man will, findet man
bestimmt jeden Tag eine kleine,
rosarote Feder, die einem über
die Runden hilft. Es sind doch
die kleinen Dinge, die zählen.
Was nützt mir der Ritt auf einem
Elefanten, wenn ich eine Fla-
mingofeder besitzen kann? *ams*

Aufwertung

Es war einmal, in einem städ-
tischen Aussenbezirk, eine gemü-
tliche, kleine Quartierbeiz. Nicht
überaus sauber, nicht komforta-
bel, aber gemütlich. Tagsüber
trafen sich dort ein paar Taxi-
und Lastwagenchauffeure zum
Mittagessen und um vier Uhr ein
paar alte Frauen zu Kaffee und
Gipfeli, und abends fanden sich
Männer aus der Nachbarschaft
zum Jass und «Kafi fertig» ein.

Dann wurde in unmittelbarer
Nähe eine Kantonsschule gebaut.
Und eine Mensa, wo die Schüler
ihr Mittagessen einnehmen und
in den Zwischenstunden die Zeit
hinter Mineralwasser totschiessen
können. Aber die Mensa ist, wie
es sich gehört, ein grosses, pein-
lich sauberes Gebäude mit riesi-
gen Fenstern, weiss getünchten
Wänden und einem pflegeleichen
Kunststeinboden, und bald
entdeckten einige Schüler das
kleine Restaurant «Zum Fluss».
Aus einigen wurden viele, die
sich in den Freistunden oder
nach der Schule in der schmu-
deligen Nestwärme des «Flüss-
chens» bei einem sparsam in die
Länge gezogenen Coca-Cola auf
den Eckbänken einnisteten. Das
Servierpersonal war freundlich

und aufmerksam, und nie fühlten
sich die jungen Gäste gedrängt,
ihr Taschengeld in grössere Kon-
sumationen zu investieren.

Einmal, als ich gerade in der
Stadt zu tun hatte, bot ich un-
seren Kindern an, sie nach der
abendlichen Chorprobe von der
Schule abzuholen, und verabre-
dete mich mit ihnen in der viel-
geliebten düsteren Kneipe; auf
diese Weise konnte ich den elter-
lichen Kontrollgang geschickt mit
Zufall und Entgegenkommen tar-
nen. Die Inspektion des Lokals
verlief zu meiner Zufriedenheit:
in einer Ecke sassen jassende
Quartierbewohner, in die Karten
vertieft und an ihren Stumpen
nuckelnd, in einer anderen Ecke
lummelten ein paar zu lang ge-
ratene Gymnasiasten quer über
dem Tisch, denn offenbar war
das die einzige Stellung, um be-
quem über die halbfertige Geo-
metriezeichnung diskutieren zu
können, die mitten auf dem Tisch
neben leeren Gläsern ihrer Vollen-
dung harrete. Im Hintergrund der
Gaststätte explodierte eben eine
Lachsalve; dort fand ich schliess-
lich, inmitten einer Schar von
Sängerknaben, meine beiden
Töchter, die mit Bierdeckeln
herumalberten. Ich musste das
Geschicklichkeitsspiel auch ver-
suchen, bitte, nur rasch, nur ein



«Wer von euch bewahrt die Wasserspinnen
in meinem Zahnglas auf?»



Freundlichen Gruss an Frau Yvonne M., die mich gefragt hat, ob ich auch einmal einen Finger rühre oder nur auf der Schreibmaschine herumdonnere. Ob ich, da mein Mann, wie der «Literatur» zu entnehmen sei, einen schönen Garten pflege, mich auch in seinem Bereich betätige. Was sich gehöre, schreibt Frau Yvonne M., mit Ausrufzeichen.

Nun, ich gebe zu: ich jäte mir nicht den Rücken krumm. Mein Beitrag besteht hauptsächlich in der Freude an allem Schönen und Guten, das mein Mann aus dem Garten hervorzaubert.

Immerhin betätige ich mich auch – was Sie aus der folgenden kleinen Geschichte ersehen, die sich zwar vor an-

derthalb Jahren zugetragen hat, aber in jedem Jahr mit Variationen vorkommt.

«Besorge mir bitte so schnell wie möglich Salatsetzlinge vom Markt!» sagte mein Mann.

Das war an einem Donners- tag.

Sie hatten keine Salatsetz- linge, doch sollte es am fol- genden Dienstag geben. Man reserviere für mich.

«Nächste Woche ist mir zu spät», sagte mein Mann. «Geh doch zu Gärtner Botomino!»

Ich ging am Freitag. Aber Botominos ziehen keine Sa- latsetzlinge, sondern Blumen. Ich solle zu Riesers gehen, die hätten, sagte Herr Boto- mino. Ich ging – aber die hatten gerade die letzten ver- kauft. In einer Woche werde die nächste Ladung bereit sein.

«Noch eine Woche, das dauert mir zu lange», sagte mein Mann, und ich solle doch die vom Markt holen am Dienstag.

Ich ging am Dienstag wie- der zum Markt, aber als ich

kam, war die Frau schon weg.

Im Vorbeigehen schaute ich bei «Angela» nach, aber «An- gela» führt schönes Obst und ausgewachsenes Gemüse, kei- ne Setzlinge. Doch eine Frau, die in der Nähe war, sagte, sie könne mir am Donnerstag Salatsetzlinge bringen, ihr Stand sei dort drüben.

Leider vergass ich die Salat- setzlinge am Donnerstag, das heisst, sie schossen mir erst nachmittags im Tram durch den Kopf.

«Au!» rief ich spontan. Die Frau, die neben mir sass, fragte besorgt, ob mir etwas fehle.

«Ja, Salatsetzlinge!» – und ich schilderte die verfahren- Situation. Sie wisse, wo ich bekäme, sagte die Frau. Näm- lich beim Schär in Reinach.

Ich fuhr hin. Aber sie hat- ten beim Schär nur noch re- servierte.

Am Freitag ging ich wieder auf den Markt, aber die Frau, die gesagt hatte, sie bringe mir Setzlinge am Donnerstag, war nicht da.

«Wie komme ich um der dausigerwillen zu Salatsetzlin- gen?» rief ich verzweifelt in der Nähe einiger Marktstände.

«Ich bringe Ihnen morgen!» rief mir eine Marktfrau zu. Morgen, das war Samstag, stand ich früh auf, um bei- zeiten auf dem Markt zu sein. Da sagte mein Mann: «Dass ich's nicht vergesse: Ich habe gestern abend, dass du's weisst, Setzlinge gefunden. Wunder- bare!»

Daher musste ich der Markt- frau, die am vorletzten Diens- tag gesagt hatte, sie bringe mir am Dienstag der vergangenen Woche – und der Frau, bei der ich am Dienstag zu spät angekommen war, sowie je- ner, die mir am Donnerstag Setzlinge bereitgehalten hatte, die zu holen ich vergessen hatte, sowie jener, die am Freitag sagte, sie bringe mir am Samstag – alle vergeblich mitgebrachten Salatsetzlinge anständigerweise bezahlen.

Dies war – und ist – mein Anteil an der Gartenarbeit.

Maria Aebersold

einziges Mal. Und plötzlich war eine halbe Stunde vergangen und mein Alibi-Tee kalt geworden.

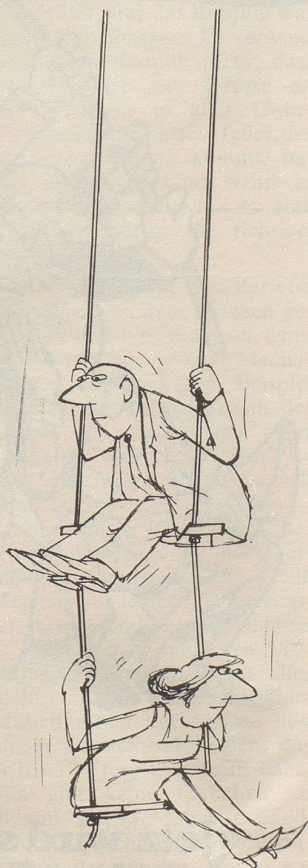
Eines Tages ging die Kunde, das «Flüsschen» bleibe für fünf Wochen wegen Renovation ge- schlossen. Die Kinder murrten, aber ich legte mich wacker ins Zeug für den netten, unbekann- ten Lokalbesitzer, der seine Spe- lunke aufzumöbeln gedachte, ob- schon ihm aus seiner jugend- freundlichen Wirtschaft wohl kaum ein Vermögen erwuchs. Ich fand das flott.

Nach den fünf Wochen kam unsere Aelteste geknickt nach Hause und berichtete, das «Flüss- chen» gebe es nicht mehr. Aus der Quartierbeiz sei ein elegantes Restaurant mit Polsterstühlen und weissen Tischtüchern gewor- den, das jetzt «Al Fiume» heisse, und bei jedem Gedeck prange eine kegelförmig drapierte, blü- tenweisse Leinenserviette, ein Blumenarrangement und eine ganze Batterie von Kristallglä- sern und Silberbestecken. «Als ich eintrat, war es völlig leer – und kühl», erzählte sie, «und gleich an der Tür nahm mich ein italienischer Erstklasskellner mit Serviette und leichtem Rumpf- beugen vorwärts in Empfang und fragte mich mit unmissverständ- licher Freundlichkeit, ob er mir helfen könne.»

Bevor er ihr helfen konnte, ging sie rückwärts zur Tür hin- aus. – Das war's dann.

Inzwischen verbringen die Kan- tonsschüler ihre Freizeit wieder in der schönen, hellen Mensa mit den grossen Fenstern, die der

Staat eigens für sie gebaut hat. Und die Kantonsschullehrer machen sich gegenseitig auf das neue italienische Restaurant auf- merksam, wo man zwar nicht billig, aber gut isst. UH



STAUBER

Zurück zur Natur

Ich habe meine Nachbarin dazu gebracht, mit mir Waldläufe zu machen. Leute im Mittelalter sind heute schnell dazu bereit. Man muss nur Jogging sagen statt Waldlauf, dann schlägt es ein wie bei den Jungen das Roll- schuhfahren!

Beim erstenmal war sie zwar sehr besorgt. Während des gan- zen Laufs grübelte sie, wo sie wohl den Schnupfen herhaben könnte. Dabei ist es ganz natür- lich, dass die Nase läuft, wenn man sich anstrengt und schwitzt. Solche Erfahrungen hatte sie an- scheinend schon lange nicht mehr gemacht. Kunststück, der Weg von der Haustüre bis zum Auto ist nicht so beschwerlich, dass man dabei zum Schwitzen kom- men könnte!

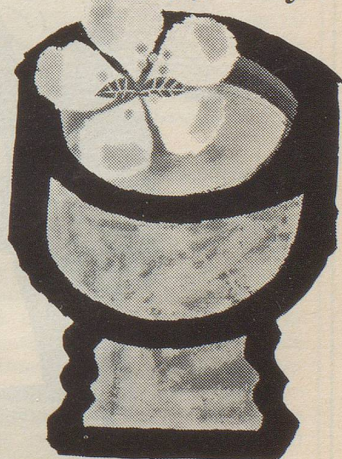
Ein Taschentuch hatte sie nicht mitgenommen, dafür einen Fünf- liber, für den Fall, dass man im Wald auf ein Restaurant stossen würde! Unser Wald ist weitläufig, und ein Restaurant erreicht man nicht so schnell, zu Fuss schon gar nicht. Aber eben, Geld ist wichtig, Geld muss man immer bei sich haben, Geld hilft aus jeder Verlegenheit. – Unterdes- sen hat sie eingesehen, dass es Situationen gibt, in denen ein Taschentuch wichtiger ist als ein Fünfliber!

Uebrigens läuft sie gut. Wenn sie ins Schwatzen gerät, ziehe ich das Tempo an, bis ihr der Atem ausgeht. Zurückbleiben will sie nicht, auf keinen Fall. Sie hat

Angst, alleine im Wald. Aber sie schwärmt fürs Joggen wie ich für den Waldlauf. Nur wenn es reg- net, streikt sie. Sie hat eine Frisur.

Wenn es regnet, wie heute, laufe ich eben allein. Ist es schä- big von mir, wenn ich da auf solche Gedanken komme? Dina

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet